

Exzellenzinitiative – Der Blick von außen

Vortrag bei einer Tagung des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft
Berlin, 1. April 2008

Hans N. Weiler¹
Stanford University

Einen so ganz lupenreinen „Blick von außen“ werden Sie nicht erwarten können von jemandem, der zwar seit 40 Jahren in Kalifornien lehrt und forscht, in der Zwischenzeit aber auch einer deutschen Universität in Frankfurt (Oder) das Laufen beigebracht und im übrigen als Gutachter der Exzellenzinitiative noch sehr viel mehr über deutsche Universitäten gelernt hat.

Besser wäre vielleicht, frei nach dem sozialkritischen Klassiker von Arthur Miller „Ein Blick von der Brücke“² – nur will ich meinen Beitrag nicht unbedingt mit der doch recht deprimierenden Stimmung dieses Stücks um illegale Einwanderer im Schatten der Brooklyn Bridge belasten. Allzu aufheiternd – um das gleich vorweg zu sagen – wird meine Bilanz ohnehin nicht werden.

Jedenfalls ist aus dieser meiner Brückenperspektive Gutes und weniger Gutes – good news and bad news – zu berichten.

I

The good news and the bad news

Zu den *good news* gehört sicherlich, dass die Exzellenzinitiative im Ausland als wichtig wahrgenommen wurde – nicht nur bei den ausländischen Wissenschaftlern, die an den diversen Begutachtungsverfahren beteiligt waren, sondern auch in der breiteren an Wissenschaft und Wissenschaftspolitik interessierten Öffentlichkeit. Der Ausgang der ersten Runde der Exzellenzinitiative war die New York Times einen ausführlichen Bericht wert – betitelt mit einem im Englischen besonders plakativen Wortspiel: „Searching Quality, German Universities Scrap Equality“ („Auf der Suche nach Qualität nehmen die deutschen Universitäten Abschied von der Gleichheit“)³.

Der Chronicle of Higher Education, die allgegenwärtige Hauspostille des amerikanischen Hochschul-Establishments, berichtete insgesamt drei Mal in

¹ weiler@stanford.edu; www.stanford.edu/people/weiler.

² Arthur Miller, *A View from the Bridge*. 1955 (deutsch: *Ein Blick von der Brücke*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag (5. Auflage), 2004).

³ Mark Landler, *Seeking Quality, German Universities Scrap Equality*, New York Times October 20, 2006

einiger Ausführlichkeit über die Exzellenzinitiative⁴; der Ausgang der zweiten Runde war dann allerdings nur noch eine Kurznachricht im Online News Blog wert⁵. Die Berichte waren faktisch zutreffend, enthalten sich aber der hochschulpolitischen Interpretation – außer einem Hinweis auf „kritische Stimmen“, die die zur Verfügung stehenden Mittel für nicht ausreichend halten, um einen nennenswerten Einfluss auf die internationale Rolle der deutschen Hochschulen zu haben⁶.

Bemerkenswert hingegen ist die Berichterstattung des Londoner „Economist“, dessen Beiträge zum europäischen und amerikanischen Hochschulwesen ohnehin zum besten – und zum kritischsten – gehören, was man außerhalb der hochschulpolitischen Fachmedien lesen kann. In einer ansonsten durchaus reichhaltigen Berichterstattung zu Hochschulfragen von 2005 bis heute findet sich zwar ein ausführlicher Beitrag über die Jakobsspende zur Rettung der Bremer Iub⁷, aber nur zwei recht lakonische Hinweise auf die Exzellenzinitiative, darunter die etwas gehässige Bemerkung, dass in Deutschland an einer „teutonischen Ivy League“ gebastelt würde⁸. Auch das hält den Economist aber nicht ab von seiner über lange Jahre genährten Skepsis gegenüber der europäischen Hochschulentwicklung, die in der Feststellung gipfelt: „One of Europe’s primary intellectual resources, its university system, is in terrible shape“.⁹

Insgesamt aber, auch wenn die Reaktion bisweilen kritisch ist, wird die Exzellenzinitiative außerhalb Deutschlands als eine wichtige Entscheidung wahrgenommen, was ich auch an den Reaktionen meiner Kollegen in Stanford ablesen kann. Ich glaube auch, dass ich einen internationalen Konsens der Erleichterung darüber konstatieren kann, dass man in Deutschland inzwischen von einem „differenzierten Hochschulwesen“ und von „Eliten“ sprechen kann, ohne rot oder beschimpft zu werden.

Eine zweite Feststellung: Die professionelle Qualität des Wettbewerbs zur Exzellenzinitiative wird überaus positiv bewertet. Wie in Deutschland selbst, so hatten auch im Ausland viele Beobachter erwartet, dass sich die Politik massiv in den Vergabeprozess – vor allem in der dritten Förderlinie – einschalten würde. Dass dem nicht so war – oder allenfalls am Rande erfolgte – ist mit einigem Erstaunen und beträchtlicher Hochachtung zur Kenntnis genommen worden; einer der nicht-deutschen Beteiligten an dem Verfahren, auch er zunächst ein Skeptiker, gibt zu Protokoll, dass alle Entscheidungen „ausschließlich nach strikten Kriterien akademischer Exzellenz“ getroffen worden seien¹⁰.

⁴ Chronicle of Higher Education, February 3, 2006; October 27, 2006; January 26, 2007.

⁵ Chronicle of Higher Education, News Blog, October 19, 2007

⁶ Chronicle of Higher Education, January 26, 2007.

⁷ „Jacob’s Ladder“. The Economist, December 16, 2006, pp. 51-52.

⁸ The Economist, September 10, 2005, p. 14.

⁹ The Economist, September 25, 2004, p. 68.

¹⁰ Daniel Fallon, persönliche Mitteilung vom 14. Februar 2008.

Zum dritten: Die Beteiligung zahlreicher internationaler Gutachter war sicherlich eines der aufwändigsten Elemente des Verfahrens. Auch wenn hier und da mangelndes Verständnis für die Besonderheiten des deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystems die Wirksamkeit dieses Instruments beeinträchtigte, so steht für mich und andere ausländische Teilnehmer des Verfahrens außer Zweifel, dass diese Erfahrung insgesamt einen durchaus positiven Werbeeffect für die deutschen Hochschulen hatte. Auch da, wo am Ende eine eher gemischte Beurteilung eines Vorhabens erfolgte, waren die Gutachter durchweg von der Ernsthaftigkeit der Projekte und der Mobilisierung gemeinsamer Energien außerordentlich beeindruckt.

Die vierte Feststellung wird vor allem von solchen Zeitgenossen getroffen, bei denen der globalisierte Wissenschaftswettbewerb – um erstklassige Wissenschaftler und Studierende ebenso wie um Ressourcen – inzwischen zum täglichen Brot gehört. Sie lautet: Deutschland, dessen Hochschulen man oft noch in einem selbst gefertigten Naturschutzgebiet vermutet hatte, stellt sich zum ersten Mal in seiner Gesamtheit offen und offensiv dem globalisierten Hochschulwettbewerb – mit allem, was an Chancen, aber auch an Risiken dazu gehört.

Und schließlich fünftens: Die Auswahl der Elite-Universitäten, wie sie in den Entscheidungen der dritten Förderlinie getroffen wurde, wird von den *cognoscenti* der internationalen Hochschulwelt als nachvollziehbar angesehen. Niemand, den ich gesprochen habe, war von den Ergebnissen des Wettbewerbs überrascht: die neun Universitäten, die ausgezeichnet wurden, haben offensichtlich schon seit einiger Zeit als besonders kompetente Exemplare der species „deutsche Universität“ gegolten. Das gleiche gilt, wenn auch natürlich für fachlich beschränktere und sachkundigere Kreise, weitgehend auch für die Entscheidungen der ersten und zweiten Förderlinie.

Damit bin ich mit den „good news“ aber auch schon eigentlich am Ende. Die „bad news“ sind umfangreicher, aber vielleicht auch – bei schlechten Nachrichten ist das ja manchmal so – hilfreicher. Was ich hier summarisch als „bad news“ bezeichne, ist eine kritische Außensicht auf die internationale Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Hochschulwesens. Schließlich war es das erklärte Ziel der Exzellenzinitiative, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen zu stärken; sie muss sich also auch an diesem Maßstab messen lassen.

Hier sind die zwei Thesen, die ich im Rest dieses Vortrags zu belegen und zu erläutern gedenke:

- These 1: Trotz der Exzellenzinitiative lässt die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen nach wie vor sehr zu wünschen übrig.
- These 2: Die internationale Konkurrenz ist längst schon aus den Startlöchern.

II

Die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen

Meine erste These – über die nach wie vor mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen – geht von zwei Beobachtungen aus:

- Erstens: Die deutsche Wissenschaft hat international einen besseren Ruf als die deutschen Hochschulen; und
- zweitens: Drei kumulative und zeitgleiche Herausforderungen an das deutsche Hochschulwesen drohen die Ressourcen zu überfordern und die internationale Konkurrenzfähigkeit zu gefährden.

Die erste Beobachtung lässt sich mühelos an zwei eindeutigen empirischen Befunden festmachen:

Auf der einen Seite stellen die ISI-Daten über Zitierungen und die Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten (ein kombinierter Index von Quantität und Wirksamkeit oder Qualität) der Leistungsfähigkeit der deutschen Wissenschaft ein eindrucksvolles Zeugnis aus – vor allem, wenn man die Sprachbarrieren in Rechnung stellt: 3. Rang in der Zahl der Zitierungen und vierter Platz in der Zahl der Arbeiten und (besonders wichtig!) der Zitierungen pro Arbeit – das ist ganz klar Spitze.

In scharfem Kontrast dazu steht die internationale Geltung der deutschen Hochschulen. Auch wenn man Rankings mit einem gesunden Schuss Skepsis begegnen sollte, dann muss die Konvergenz der Daten doch bedenklich stimmen: In keinem der drei führenden internationalen Rankings kommt auch nur *eine* deutsche Hochschule auf einen der 50 vordersten Plätze – ein Ergebnis von bemerkenswerter Validität, wenn man bedenkt, dass diese drei Rankings auf recht unterschiedliche Weise und mit sehr unterschiedlichen Gewichtungen zustande gekommen sind.

Es lohnt sich zu fragen, woran das liegt. Meine Brückenperspektive aus der vergleichenden Analyse von Wissenschaftssystemen legt vier Gründe nahe (die ich hier nur nenne, über die zu diskutieren sich aber sehr wohl lohnen würde):

- Erstens: Hier schlägt sich massiv eine deutsche Besonderheit nieder: die nach wie vor – und trotz aller einschlägigen Reparaturarbeiten in Karlsruhe, Mainz und anderswo – weitgehende Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung, für deren Entstehen es sicher gute historische Gründe gibt, die aber (vor allem im Vergleich zu anders strukturierten Wissenschaftssystemen wie dem amerikanischen) für die Hochschulen eindeutig reputationsschädigend ist.

- Zweitens: Deutsche Hochschulen gelten international (und auch hier trotz mancher positiver Entwicklungen der jüngeren Zeit) nicht als besonders leistungsfähige Betreiber von Wissenschaft, und zwar im wesentlichen aus zwei Gründen: Zum einen wegen ihrer immer noch, trotz aller Fortschritte, relativ bescheidenen Autonomie und selbständigen Handlungsfähigkeit (ein Thema, das sich wie ein roter Faden etwa durch die hochschulpolitische Berichterstattung des *Economist*, aber auch durch die Stellungnahmen von sachkundigen Beobachtern wie Mitchell Ash¹¹ und Daniel Fallon¹² oder auch durch meine eigenen Arbeiten¹³ zieht), und zum anderen wegen der Unterentwicklung angemessener und forschungsfreundlicher Governance- und Managementstrukturen (Stichworte flache Hierarchien, Anreizregelungen, kurze Entscheidungswege, Differenzierung des wissenschaftlichen Personals usw.).
- Drittens: Ein ausgesprochen hochschulfreundliches System der Forschungsfinanzierung in Deutschland, in dem jahrzehntelang den ohnehin schon unterfinanzierten Hochschulen zugemutet wurde, nicht nur die indirekten (aber einem Forschungsvorhaben unmittelbar zuzurechnenden) Kosten, sondern auch einen Teil der *direkten* Kosten aus eigenen Mitteln zu tragen und damit *de facto* für die erfolgreiche Einwerbung von Forschungsgeldern bestraft zu werden. Ich habe, sicher nicht als erster und nicht als einziger, mein erstes Plädoyer für eine echte Vollkostenfinanzierung in der deutschen Forschungsförderung vor fünfzehn Jahren bei einer Vorstandssitzung des Stifterverbandes gehalten – es hat eine unvergleichbar lange Zeit gedauert bis jetzt, mit der Exzellenzinitiative, eine erste (und viel zu bescheidene) Kursänderung erfolgt ist.
- Viertens schließlich: Ich bin kein Experte für die Reform föderaler Regierungssysteme, aber ich weiß, dass die internationale Bruderschaft der Wissenschaftsforscher den kollektiven Kopf schüttelt ob der Auswirkungen der jüngsten Föderalismusreform für die internationale Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen. Dazu wird im nächsten Teil noch etwas zu sagen sein, aber soviel ist sicher: Was immer die Vorzüge der Föderalismusreform in Deutschland sein mögen – für den Hochschulstandort Deutschland gehört sie eindeutig zu den „bad news“.

¹¹ Mitchell G. Ash, The Humboldt Illusion. The Wilson Quarterly, Autumn 2006 (http://www.wilsoncenter.org/index.cfm?fuseaction=wq.essay&essay_id=202993); ders., Bachelor of What, Master of Whom? The Humboldt Myth and Historical Transformations of Higher Education in German-speaking Europe and the US. European Journal of Education, Vol. 41, No. 2 (2006), 245-267.

¹² Daniel Fallon, Germany and the United States, Then and Now: Seeking Eminence in the Research University (Paper presented at a symposium on „The Crisis of the Publics“, Berkeley, CA, March 26, 2007).

¹³ Siehe u.a. Hans N. Weiler, Profil – Qualität – Autonomie: Die unternehmerische Universität im Wettbewerb. Zeitschrift für Hochschulrecht, Hochschulmanagement und Hochschulpolitik, 5. Jahrgang, Heft 2 (April 2006), 39-46 (http://www.stanford.edu/~weiler/Texts05/Wien_Vortrag_045.pdf).

Meine zweite These zu den Defiziten in der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen hat mit der eigentümlichen und überaus folgenschweren Tatsache zu tun, dass genau zur gleichen Zeit drei massive und kumulativ wirksame Herausforderungen auf das deutsche Hochschulwesen zukommen, von denen jede einzeln genommen schon erhebliche Ansprüche an die Ressourcen des Gemeinwesens stellen würde, die zusammen genommen aber eine schier nicht zu bewältigende Belastung darstellen. Dass diese drei Herausforderungen nun nahezu zeitgleich auftreten ist, wie man zeigen kann, die unmittelbare Folge vergangener Versäumnisse: der chronischen Unterfinanzierung der deutschen Hochschulen angesichts steigender Studentenzahlen und steigender Forschungskosten sowie eines zunächst allzu leichtfertigen Umgangs mit den Folgen der schon lange abzusehenden demographischen und Arbeitsmarktentwicklungen in Deutschland.

Die drei Herausforderungen sind Ihnen allen allzu geläufig:

Erstens wird Deutschland dem internationalen Wettbewerb der Hochschulen Rechnung tragen und dem ersten, relativ sehr bescheidenen Schritt der Exzellenzinitiative nicht nur eine Verstetigung dieses Schritts, sondern weitere erhebliche Schritte folgen lassen müssen. Ich werde noch darauf zu sprechen kommen, welche Anstrengungen die internationale Konkurrenz bereits unternimmt. Dem gegenüber nehmen sich eine oder auch zwei oder drei Exzellenzinitiativen sehr bescheiden aus.

Ich bin gerne bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen, aber ich sehe außer frommen Absichtserklärungen und einem Tagesordnungspunkt für den Bildungsgipfel im Herbst 2008 noch keine belastbare Aussicht selbst für die Verstetigung der gegenwärtigen Exzellenzinitiative – obwohl die Prognosen für die Auswirkungen einer Nicht-Verstetigung gerade auf die frisch gebackenen Elite-Universitäten katastrophal wären.

Zweitens wird Deutschland dem Bedarf heutiger und zukünftiger Arbeitsmärkte nach hochqualifizierten Arbeitskräften Rechnung tragen müssen, und das vor dem Hintergrund mittelfristig dramatischer Einschnitte in die Demographie. Der Wissenschaftsrat hat hierzu bereits vor einigen Jahren, mit meiner bescheidenen Beteiligung, eine sorgfältige Empfehlung vorgelegt, der inzwischen der so genannte Hochschulpakt eher schlecht als recht – will sagen: in völlig unzureichendem Ausmaß – Rechnung zu tragen versucht. Auch dieser Pakt harret noch der Ausweitung über 2010 hinaus – für genau die Zeit nämlich, in der angemessener Kapazitätszuwachs, auch wegen des doppelten Abiturjahrgangs, wirklich teuer wird¹⁴.

Drittens schließlich, und davon war schon die Rede, muss die Hochschulforschung nicht nur dem Umfang nach, sondern der Struktur nach eine

¹⁴ Uwe Schlicht, Hochschulpakt geht in die zweite Runde. Der Tagesspiegel, 19. März 2008.

Förderung erfahren, die forschungsintensive (und damit international konkurrenzfähige) Hochschulen nicht für ihre Forschungsstärke bestraft. Im Klartext: die Vollkostenfinanzierung für Forschungsvorhaben an Hochschulen muss sich nicht nur verstetigen, sondern sie muss auch auf der Basis einer sauberen Analyse der tatsächlichen indirekten Kosten realistisch bemessen werden. Das wird mit Sicherheit über 20 Prozent hinausgehen; bei den amerikanischen Forschungsuniversitäten liegt dieser Satz, sorgfältig berechnet und regelmäßig von der amerikanischen Bundesregierung zertifiziert, zwischen 50 und 60 Prozent.

Jede einzelne dieser Herausforderungen erfordert den Einsatz massiver öffentlicher und wahrscheinlich auch in erheblichem Maße privater Ressourcen. Meine These ist, dass diese drei Herausforderungen in ihrem zeitlichen Zusammentreffen und ihrer kumulativen Wirkung für eine entscheidende Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen denkbar schlechte Voraussetzungen schaffen.

III

Die internationale Konkurrenz ist längst schon aus den Startlöchern

Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Hochschulen ist die eine Seite der Medaille; die Situation der Konkurrenten in diesem Wettbewerb ist die andere. Darum geht es in diesem zweiten Teil – aber auch hier nur auszugsweise mit einem kurzen Blick auf Skandinavien, China und Indien und die USA, und zum Schluss noch einmal auf Deutschland. Ich will damit u.a. zeigen, dass die hierzulande übliche Fixierung auf die amerikanische Konkurrenz zwar nicht unberechtigt, aber doch höchst unvollständig ist: der internationale Wissenschaftswettbewerb hat inzwischen eine ganze Reihe recht potenter Akteure – vor allem, wenn man sich Zuwachs- und Aufwandsraten anschaut.

Skandinavien

Das wird besonders deutlich an der Entwicklung der skandinavischen Länder. Das Weltwirtschaftsforum erstellt seit einiger Zeit einen sehr aufschlussreichen Index der Wettbewerbsfähigkeit von 131 Ländern; der von 2007-2008 ist vor einigen Monaten erschienen¹⁵. Der Index aggregiert eine Vielzahl von Indikatoren von Wettbewerbsfähigkeit; dabei sind die einzelnen Indikatoren bisweilen aufschlussreicher als das Aggregat.

Im Gesamtindex steht Deutschland an 5. Stelle nicht schlecht da, obwohl die skandinavischen Länder schon einen auffallend starken Anteil an der Spitzengruppe und Wettbewerber wie Japan, Großbritannien und Frankreich

¹⁵ World Economic Forum, The Global Competitiveness Report 2007-2008 (www.gcr.weforum.org).

schon abgehängt haben. Interessanter aber wird die Sache, wenn man sich die Indikatoren ansieht, auf die es bei der Einschätzung künftiger Wettbewerbsfähigkeit besonders ankommt. Der Indikator „Higher Education and Training“ – also Ausbildung auf Hochschulebene – gibt schon ein erheblich anderes Bild, in dem die nordischen Länder klar an der Spitze liegen und Deutschland nur noch auf Platz 20 landet. Noch dramatischer wird es, wenn es um die Grundschulausbildung (in Verbindung mit dem Indikator „Gesundheit“) geht: Auch da führen die nordischen Länder, und Deutschland schafft es gerade noch auf Platz 40.

Die Aussagen dieser Indices bestätigen sich im übrigen in allen vergleichenden bildungspolitischen Daten, die man heranziehen mag – in den Aufwendungen für das Bildungs- und Wissenschaftssystem insgesamt, aber auch in den Daten für den relativen Anstieg in der Zahl von Studienanfängern und –absolventen.

China und Indien

Die Wettbewerber, an denen Deutschland sich zu orientieren hat, sind inzwischen auch in Asien zu finden; es wäre ein verhängnisvoller Fehler, hier den Blickwinkel auf die europäische oder amerikanische Konkurrenz zu beschränken. Der Economist, in einem Beitrag mit dem bezeichnenden Titel „How Europe fails its young“ – Wie Europa seine Jugend im Stich lässt – kommt nach einem Hinweis auf die Entwicklungen im indischen und chinesischen Hochschulwesen zu dem Schluss: „Forget about catching up with America; unless Europeans reform their universities, they will soon be left in the dust by Asia as well“¹⁶. Das mag übertrieben klingen, aber es stützt sich auf bedenkenswerte Tatsachen: In China haben sich allein in den letzten fünf Jahren die Zahl der öffentlichen Hochschulen, die Zahl der Studierenden, die finanziellen Mittel und die Nutzfläche der Hochschulen um Faktoren erhöht, die zwischen 100 und 300 Prozent liegen – ganz zu schweigen von den privaten Hochschulen, die sich in fünf Jahren um über 1000 Prozent vermehrt haben¹⁷. Und bei der chinesischen Variante der Exzellenzinitiative wird richtiges Geld investiert.

Das indische Parlament hat soeben den Haushalt für das Jahr 2008 beschlossen, in dem die Bildungsausgaben um 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr ansteigen. Die *National Knowledge Commission*, eine hochrangig besetzte und politisch überaus einflussreiche Kommission zur Gestaltung der künftigen indischen Wissensgesellschaft, hat eine Erhöhung der Zahl der Hochschulen von derzeit 350 auf 1500 empfohlen, darunter 50 Elite-Universitäten – ein Vorschlag, der in Indien kontrovers, aber ernsthaft erörtert

¹⁶ „Es ist müßig, Amerika einholen zu wollen – wenn Europa seine Hochschulen nicht reformiert, dann werden sie bald auch von Asien in den Schatten gestellt.“ The Economist, September 10, 2005, p. 14.

¹⁷ Chronicle of Higher Education, May 19, 2006.

wird¹⁸. Probleme haben in dieser rasanten Entwicklung beide Länder allemal, aber es liegt auf der Hand, dass dort nicht nur die jetzigen und zukünftigen Einkäufer europäischer Auto-Nobelmarken wie Jaguar, sondern auch die Zentren wissenschaftlicher Exzellenz und Konkurrenzfähigkeit von morgen zu finden sind¹⁹.

USA

Aber wenn von Wettbewerb die Rede ist, wird man natürlich auch von der amerikanischen Konkurrenz sprechen müssen. Dabei werden von Anfang an zwei Dinge ohne weiteres konzediert: Erstens, es ist auch dort nicht alles Gold, was glänzt²⁰; und zweitens, auch dort sind Eliteeinrichtungen nicht der Normalfall. Aber Wettbewerb bedeutet nun einmal, dass man sich an den Besten orientieren muss.

Aber es sind ja nicht nur die Stanfords und die Harvards und die Berkeleys, die die USA im internationalen Wissenschaftswettbewerb zu einem so formidablen Konkurrenten machen. Auch das Wissenschaftssystem in seiner Gesamtheit ragt weit über die Konkurrenz hinaus:

- Der von der OECD entwickelte Index „Investitionen in Wissen“ (eine Kombination von Ausgaben für Forschung und Entwicklung, Hochschulen und die Software-Entwicklung, bereinigt um Überschneidungen) zeigt, wie sowohl in der Höhe der Investitionen wie vor allem auch in der Zuwachsrate die USA ihre europäischen Konkurrenten in den Schatten stellen.
- Beim Anteil der Hochschulabsolventen an der Erwerbsbevölkerung – einem zweifellos kritischen Indikator für die Zukunftsfähigkeit moderner Gesellschaften und Volkswirtschaften – ist es nicht anders; und
- die unterschiedlichen Anreize der verschiedenen Wissenschaftssysteme schlagen sich im Migrationssaldo von Hochschulabsolventen²¹ nieder, der sich im OECD-Vergleich dramatisch negativ für Deutschland und Großbritannien, geringfügig negativ für Frankreich und signifikant positiv für die USA darstellt.

¹⁸ National Knowledge Commission, Report to the Nation 2006. New Delhi: National Knowledge Commission, 2007 (<http://knowledgecommission.gov.in/report2006/default.asp>).

¹⁹ Hans N. Weiler, Higher Education in India: Reflections on Some Critical Issues (2007) (http://www.stanford.edu/~weiler/Texts07/Notes_on_Indian_Higher_Education.pdf).

²⁰ Hans N. Weiler, Es ist nicht alles Gold, was glänzt: Pathologies of American Higher Education (2003) (http://www.stanford.edu/~weiler/IIE_Paper.pdf).

²¹ Eingewanderte abzgl. ausgewanderte Hochschulabsolventen, als Prozentsatz aller Einwohner mit Hochschulausbildung (N.B. Es handelt sich hier um die neuesten von der OECD erhobenen und im Factbook 2007 der OECD berichteten Daten. Siehe <http://oberon.sourceoecd.org/vl=2994183/cl=28/nw=1/rpsv/factbook/12-03-03.htm>).

Aber mir kommt es hier nicht nur auf diese Pauschalwerte an, sondern auch noch auf ein anderes Merkmal der politischen Ökonomie des amerikanischen Wissenschaftssystems, das mir schlechterdings entscheidend für seine Rolle im globalen Wissenschaftswettbewerb zu sein scheint: die Synergie zwischen öffentlicher Wissenschaftsförderung und privater Philanthropie. Beides kann man natürlich sehr schön an eindrucksvollen Datensätzen zeigen: von den Zahlen über die Höhe und die (mit wenigen Ausnahmen zweistelligen) Zuwachsraten der Wissenschaftsförderung durch die amerikanische Bundesregierung (aus der die Hochschulen jährlich rund 25 Milliarden Dollar an Forschungsgeldern gewinnen, Stanford allein weit über eine halbe Milliarde jährlich) über die angemessene Berücksichtigung indirekter Kosten bis zu dem Volumen von Spenden, die amerikanischen Hochschulen Jahr für Jahr aus privater Hand zufließen.

Ich will aber stattdessen zwei Beispiele herausgreifen, die dieses Zusammenwirken von staatlicher Forschungsförderung und privater Philanthropie vielleicht besonders deutlich machen. Das erste Beispiel ist ein Gesetz, das die demokratische Mehrheit im amerikanischen Kongress noch im Sommer 2007 verabschiedet hat und das als „America COMPETES Act“ (Amerika stellt sich dem Wettbewerb) in die Gesetzesbücher eingegangen ist. Das zweite Beispiel ist eine Spendenkampagne, die meine eigene Universität, die Stanford University, im Sommer 2007 gestartet hat – den so genannten „Stanford Challenge“.

Der America COMPETES Act²² verdankt sein Zustandekommen genau derselben Sorge um internationale Wettbewerbsfähigkeit, die auch die Exzellenzinitiative in Deutschland ausgelöst hat. Er beruht auf einem Bericht der Nationalen Akademien der USA aus dem Jahre 2005, der den bezeichnenden Titel trägt „Rising Above the Gathering Storm“ (dem aufziehenden Gewittersturm zuvor kommen) und sieht u.a. die Verdoppelung des Budgets der National Science Foundation, die Förderung innovativer Technologieforschung und die Einstellung von 25.000 neuen Lehrern in Naturwissenschaft, Mathematik und Fremdsprachen vor. Hierfür plant das Gesetz ein zusätzliches Fördervolumen von 33,6 Mrd. Dollar für drei Jahre - das ist selbst bei fallenden Dollarkursen und auf fünf Jahre umgerechnet das Äquivalent von rund 20 Exzellenzinitiativen *made in Germany*.

Auf der Seite der privaten Philanthropie wirbt eine Universität wie Stanford normalerweise schon im Jahr über eine halbe Milliarde Dollar ein. Vor einem Jahr beschloss die Universität, ausdrücklich im Interesse der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der Universität, eine besondere Fundraising-Kampagne zu starten mit dem Ziel, über einen Zeitraum von fünf Jahren 4,3 Mrd. Dollar an neuen Spenden einzuwerben, um gezielt Spitzenforschung zu fördern, die Qualität der Ausbildung an Schulen und Hochschulen zu verbessern und ein

²² Offiziell der „The America Creating Opportunities to Meaningfully Promote Excellence in Technology, Education, and Science Act (COMPETES)“ (H.R. 2272) (http://science.house.gov/legislation/leg_highlights_detail.aspx?NewsID=1938).

Schwerpunktprogramm zur Erforschung gesellschaftlicher Kernprobleme in Gesundheit, Umwelt und Sicherheit zu finanzieren²³.

Für wahr ein ehrgeiziges Ziel. 4,3 Mrd. Dollar sind auch in Amerika richtiges Geld. Das eigentlich Bemerkenswerte aber war, dass die Universität zum Zeitpunkt der Ankündigung dieser Kampagne verkünden konnte, dass 2,1 Mrd. Dollar an Spenden bereits zugesagt seien.

Ich hatte vor nicht allzu langer Zeit bei einem Abendessen Gelegenheit, mit John Hennessy, dem Präsidenten der Stanford University, über die Exzellenzinitiative zu sprechen und ihm auch von den überaus positiven Erfahrungen zu berichten, die ich dabei über die Wettbewerbs- und Mobilisierungswilligkeit der deutschen Hochschulen gemacht hatte. Er hat sich das alles interessiert angehört, meinte dann aber, dass die europäischen Hochschulen – bei aller Anerkennung ihrer Bemühungen um Reform – wohl einen grundlegenden Fehler machten: sie gingen davon aus, dass die amerikanische Konkurrenz derweil auf der Stelle träte; das aber wäre, so meinte er, ein gründlicher Irrtum. Was ich über das Zusammenwirken von staatlicher und privater Wissenschaftsförderung berichtet habe zeigt, wie recht er hat: Wenn man Spenden (einschließlich der Erträge aus dem Stiftungsvermögen) und die staatliche Forschungsförderung zusammen nimmt, macht das für Stanford im Haushaltsjahr 2005/06 fast zwei Milliarden Dollar oder zwei Drittel des Gesamthaushalts aus.

Zurück nach Deutschland

Ich habe mit diesen kurzen Streiflichtern auf die Konkurrenz versucht zu zeigen, wie anspruchsvoll der Wettbewerb ist, dem sich die deutschen Hochschulen zu stellen haben. Dass dieser Wettbewerb für die Einlösung des Anspruchs, die Wissensgesellschaft und Wissenswirtschaft von morgen zu verwirklichen (Lissabon lässt grüßen), schlechterdings entscheidend ist, bedarf sicher keiner weiteren Begründung.

Diesem Wettbewerb geht Deutschland allerdings mit erheblichen Defiziten entgegen. Wie erheblich diese Defizite sind, kann man aus der jüngsten vergleichenden Bilanz der OECD Punkt für Punkt ablesen:

- “Deutschland fiel bei den Qualifikationen im Tertiärbereich vom 10. auf den 22. Platz zurück.”
- “Seit 1995 hat sich die Zahl der Studierenden im Tertiärbereich in Deutschland um 5% erhöht, im OECD-Mittel dagegen um 41%.”
- “In den Ingenieurwissenschaften ist die Absolventenquote unter das Niveau der Bestandssicherung gefallen.”

²³ <http://news-service.stanford.edu/pr/2006/pr-steploan-100406.html>.

- “Die Abschlussquote ... stieg in Deutschland von 14% (2000) auf 20% (2005), im OECD-Mittel dagegen von 20% auf 36%.”
- “Die Studienanfängerquote stagniert in Deutschland, und die geringe Zahl von Schulabgängern begrenzt das Potenzial.”
- “Im Verhältnis zum BIP bleiben Investitionen in Bildung in Deutschland hinter dem OECD-Gesamtwert zurück.”²⁴

Als diese Daten im vergangenen Jahr veröffentlicht wurden, war in den deutschen Gazetten zu lesen, die Verantwortlichen für Bildung und Wissenschaft in Bund und Ländern hätten einmütig diese Daten als Beleg dafür angesehen, dass die deutsche Politik auf dem richtigen Wege sei.

Ich enthalte mich eines Kommentars – und danke für Ihre Aufmerksamkeit.

²⁴ OECD, Education at a Glance 2007, passim (<http://www.oecd.org/dataoecd/4/55/39313286.pdf>); hier zitiert nach “Bildung auf einen Blick 2007 – OECD Briefing Notes für Deutschland”, 18. September 2007.